Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 14 Lemberg, am 16. Scheiding (September) 1928



12)

Darauf reichte er Laßwitz die Hand, grüßte leicht und ging hinaus.

Jetzt kochten Unwille und Zorn in Carmen empor.

„Das war ein schlechter Scherz, Edgar — den hättest du unterlassen können,“ sagte sie leise.

Er streckte ihr beide Hände entgegen.

„Holde Samariterin — zürne mir nicht! Was sollte ich denn machen? Du hörtest von Hartungen die Bestätigung meines Fußleidens. Er empfahl mir strengste Ruhe an und hielt es selbst für das Beste, wenn ich so lange hier bliebe. da zufällig ein Zimmer leer war. In einem Hotel — ganz abgesehen davon, daß ich mir mit meinem kranken Fuß nicht erst ein Logis suchen kann — hätte ich weder genügend Ruhe noch Pflege. Soll ich nun aber ein anderes Sanatorium aufsuchen, weil du hier zufällig bist?“

„Das ist kein Zufall, sondern Absicht,“ entgegnete sie mit blitzenden Augen.

„Und wenn es das wäre? Gönne es mir doch, die kurze Zeit in deiner Nähe zu sein, mich von deinen schönen Händen pflegen zu lassen. Du weißt, daß das längst mein Wunsch war.“

„Von einer Pflege kann hier keine Rede sein, und der Umschlag war auch nur —“

„List,“ fiel er lachend ein. „Ganz recht, sonst wärest du nicht hiergeblieben, und ich mußte doch notwendig mit dir sprechen. Komm', sei wieder gut und zürne mir nicht länger. Was ist denn dabei? Wir amüsieren uns hier ein wenig zusammen, ohne daß eine Menschenseele von unserem verwandtschaftlichen Verhältnis zu ahnen braucht. Das wird ein köstlicher Spaß, sage ich dir.“

„Ich danke für den Spaß,“ erwiderte sie noch immer unmutig. „Er bringt mich täglich, stündlich in Gefahr, und ein solches Versteckspiel ist auch nicht nach meinem Geschmack.“

„So? Bist du nicht selbst inkognito hier, wie du es nanntest?“

Sie errötete:

„Das ist eine ganz andere Sache.“

„Ich sehe keinen Unterschied, und im übrigen versichere ich dir nochmals, daß du keine Entdeckung zu fürchten brauchst. Apropos — was sind denn eigentlich für Leute hier im Sanatorium? Kann man sich in deren Gesellschaft bewegen?“

„Edgar — du hast doch nicht etwa die Absicht —“ rief sie erschreckt.

„Natürlich habe ich die, Kind,“ fiel er ein. „Glaubst du, ich würde hier als Gefangener in meiner Bude sitzen bleiben? Sobald ich irgend auftreten kann, komme ich herunter und beteilige mich an den gemeinsamen Mahlzeiten und so weiter. Das ist dir wohl nicht recht, wie?“ setzte er lauernd hinzu.

„Natürlich nicht — du wirst mich in peinliche Situationen bringen.“

„Kein Gedanke — ich werde auf meiner Hut sein. Aber du hast mir meine Frage noch nicht beantwortet: Wie ist die Gesellschaft hier?“

„Durchaus vornehm,“ antwortete sie, schon halb auf dem Sprunge stehend.

„Zum Beispiel?“

Sie zählte einige Namen und Titel auf.

„Hm — ganz annehmbar,“ machte er, „und du fühlst dich wohl hier?“

„Sehr.“

„Als barmherzige Samariterin oder auch gesellschaftlich?“

„Beides — man ist sehr freundlich zu mir.“

„Und schneidet dir natürlich wieder auf Tod und Leben die Cour,“ entfuhr es ihm.

Jetzt lachte sie schalkhaft:

„Natürlich.“

„Du, höre, du willst mich quälen. Uebrigens — aber sei doch nicht so eilig, Kind — dein heiliger Salvator scheint ein etwas sonderbarer Heiliger zu sein.“

„Wieso?“ fragte sie, und kam wieder einige Schritte näher.

„Nun, sein ganzes Auftreten — etwas herrisch — kurz angebunden. Weißt du, daß es mich vorhin empörte, wie er dir, der stolzen Carmen, so kurz Befehle erteilte?“

„Das war doch ganz sachlich und beruflich,“ meinte sie, während ein leichtes Rot über ihre Wangen huschte.

„Mag sein — aber immerhin — du befolgst sie wenigstens nicht.“

„So? Warum nicht?“

„Habe ich etwa schon meinen Umschlag?“ fragte er.

Sie drohte ihm mit dem Finger, schritt dann ohne weiteres zum Waschtisch, tauchte ein Handtuch ins Waschbecken und kam damit zurück.

Als sie ihm die Kompresse umlegen wollte, haschte er nach ihren Händen und küßte sie.

Sie entzog sie ihm schnell.

„Das ist unstatthaft, Graf Laßwitz. Einer Schwester küßt man nicht die Hand. Und von jetzt ab heißt es Sie und Schwester Carmen.“

„Auch wenn wir allein sind?“

„Auch dann. Wenn man sich nicht daran gewöhnt, verspricht man sich auch in Gegenwart anderer.“

„Wie du — pardon — wie Sie befehlen, Schwester Carmen. Ihre s c h w e s t e r l i c h e Fürsorge werden Sie mir doch zuteil werden lassen?“

„Ich wüßte nicht, worin Sie deren bedürften, Graf Laßwitz,“ erwiderte sie, die Achseln zuckend, „und nun muß ich eilen.“

„Halt — einen Augenblick noch, Carmen, — aber Carmen —“

„Addio!“ rief sie vor der bereits geöffneten Tür. Im nächsten Augenblick war sie dahinter verschwunden.

Mit einer grimmigen Gebärde schleuderte Graf Laßwitz den Umschlag fort. Er hatte seinen Zweck, wenn auch ihm nicht genügend, erfüllt. Die Hoffnung, daß sein Leiden ihm die Gesellschaft Carmens bringen würde, schien jetzt mehr als zweifelhaft. Sollte er nun die ganze Zeit verurteilt sein, hier allein und still zu liegen? Das widersprach seiner ganzen Natur. Er entsann sich nicht, seit seiner Kindheit jemals krank gewesen zu sein. Er fühlte sich auch sonst wohl, nur der Fuß mußte selbstverständlich ausheilen. Hoffentlich dauerte die Geschichte nicht lange. Langes Stilliegen hielt er nicht aus. Aber froh war er doch, daß ihm der kleine Unfall die Tore zum Sanatorium geöffnet hatte. Er wollte so bald nicht wieder fort. Wenn er nur erst hinunter und Carmen in ihrem Wirkungskreis sehen könnte! Er war neugierig und eifersüchtig zu gleicher Zeit.

Ob sie wohl heute noch nach ihm sehen würde? Eigentlich wäre es doch ihre Pflicht, meinte er.

Eine Weile lag er still und beschäftigte sich mit diesen Gedanken, malte sich alles mögliche aus, schmiedete Pläne, wie er sie länger fesseln könnte. Umsonst wollte er ihr nicht nachgereist sein.

Gegen Abend wurde er ungeduldig und klingelte in vager Hoffnung. Aber nur der Diener erschien und fragte nach seinen Wünschen.

Er ließ das elektrische Licht aufdrehen und sich einige deutsche Zeitungen holen.

Mit dieser Lektüre verbrachte er den Abend.

Am nächsten Tage kam Hartungen und untersuchte den Fuß.

„Nun, wie steht's, Herr Professor? Kann ich aufstehen?"

„So ungeduldig?" fragte Hartungen zurück. „Auf einen Tag müssen Sie sich wenigstens noch gefaßt machen."

„Also noch einen ganzen Tag," erwiderte Laßwitz seufzend. „Wissen Sie auch, daß man von dem Liegen ganz nervös wird? Sie müssen mich dafür nachher noch in Kur behalten, Herr Professor, damit ich meine Nerven wieder auffrische."

Hartungen lächelte:

„Sie können das Zimmer behalten, solange sich nicht ernstere Patienten melden."

„Ah — und dann werfen Sie mich heraus?"

„Vielleicht."

„Sehr freundlich."

Als der Professor gegangen war, klingelte Laßwitz und ließ die Schwester bitten, sich zu ihm zu bemühen.

Giovanni kam mit der Meldung zurück, daß Schwester Carmen nicht abkömmlich sei. Aber wenn der Signore einen Umschlag wünschten, er, Giovanni, verstünde ihn gut zu machen.

„Hexe!" dachte Laßwitz und schickte den Diener wieder fort.

Also sie wollte nicht kommen. Augenscheinlich hatte sie sich vorgenommen, ihn hier noch mehr zu quälen als in Ulmenhorst. Aber sie sollte sich in acht nehmen.

Da klopfte es an seine Tür.

Ein freudiger Schreck durchrieselte ihn.

„Herein!" rief er mit Stentorstimme.

Ein Kopf steckte sich durch die Türspalte:

„Sind Sie es, Kamerad, oder sind Sie es nicht?"

„Rosen!" rief Laßwitz jetzt überrascht.

Der andere trat jetzt schnell herein und drückte Laßwitz, der sich erheben wollte, zurück.

„Bleiben Sie nur — hörte, daß Sie kleinen Unfall hatten — aber der Name Laßwitz — das ist ja eine Ueberraschung, Kamerad."

Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

„Für mich nicht minder," erwiderte Laßwitz und bot dem Baron einen Sessel neben seinem Lager an. „Sagen Sie nur, wo kommen Sie denn so plötzlich hergeschneit?"

„Plötzlich weniger," lachte der andere, „bin schon seit Monaten hier im Sanatorium."

„Seit Monaten? Was Sie sagen!"

„Sie wissen vermutlich, daß ich —"

„Ja, ich hörte von Ihrem Mißgeschick und habe Sie damals sehr bedauert," fiel Laßwitz ein und drückte ihm teilnahmsvoll die Hand. „Doch jetzt scheinen Sie die Folgen Ihres unglücklichen Sturzes überwunden zu haben. Sie sehen vortrefflich aus, Rosen."

„Dank der vorzüglichen Pflege hier in diesem Sanatorium, der idyllischen Ruhe und der köstlichen Luft," bekräftigte Rosen.

„Also, so gute Pflege hat man hier?" fragte Laßwitz, von plötzlicher eifersüchtiger Regung befallen. Carmen hatte ihm den Namen Rosen nicht genannt, als sie ihm einige Patienten des Sanatoriums aufzählte.

„Vorzüglich," bestätigte Rosen. „Sie werden es auch noch erfahren — aber, das heißt, Sie sind ja nicht eigentlich krank — der kleine Unfall wird bald behoben sein, und dann werden Sie uns wieder verlassen."

„Fürs erste nicht," erwiderte Laßwitz, „ich gedenke mich einige Wochen hier aufzuhalten."

„Hier im Sanatorium?" fragte der andere erstaunt. „Ihnen fehlt doch sonst nichts außer dem kleinen Unfall?"

„Gottlob, nein."

„Und Nerven kannten Sie früher auch nicht."

Laßwitz lachte. „Auch jetzt nicht, Kamerad, und dennoch bedarf auch ich der Auffrischung. Ich will mich von Italiens Sonne durchglühen und zu einem edleren Metall umschmelzen lassen. Die Schlacken sollen von mir abfallen. Ich will ein neues Leben beginnen, so eine Art geistiger Renaissance, wissen Sie."

„Donnerwetter, was ist denn in Sie gefahren, Graf?" fragte Rosen jetzt lachend. „Sie und Renaissance? Gefällt Ihnen das alte Leben nicht mehr?"

„Es war nichts wert."

„Seit wann finden Sie das? Als wir zusammen auf Kriegsschule waren — es sind freilich schon fünf Jahre her — waren Sie noch nicht dieser Ansicht."

Laßwitz machte eine Handbewegung durch die Luft. „Tempi passati, Kamerad, man muß anfangen, solide zu werden."

„Das ist ein prachtvoller Witz — Graf Laßwitz, und solide werden!"

Rosen lachte herzhaft. Der tolle Graf, dessen Liebesabenteuer berühmt oder berüchtigt waren, der sich über nichts Skrupel machte, der blasiert und zynisch alles genoß, was sich ihm bot, sprach auf einmal von Enthaltsamkeit und Wiedergeburt.

„Im Ernst, Kamerad," sagte Laßwitz fast feierlich.

Rosen sah ihn an. Die ernste Miene machte ihn stutzig.

„Aber was werden denn alle die hübschen Mädchen und Frauen zu dieser Umkehr sagen?" scherzte er weiter.

„Die existieren für mich längst nicht mehr."

„Da steckt etwas dahinter."

„Das tut's auch."

„Eine Liebe?"

„Vielleicht."

„Das also ist des Pudels Kern — ich will nicht indiskret sein, aber — wenn es so um Sie steht, dann allerdings. Schade eigentlich — Sie werden nun gegen die Reize anderer Frauen unempfindlich sein, und wir haben hier eine — Schönheit."

„Schönheit — so?" fragte Laßwitz mit gutgespielter Gleichgültigkeit. „Wer ist sie denn?"

„Die Schwester — die Pflegerin."

„Ah — was Sie nicht sagen!"

„Haben Sie sie noch nicht gesehen?"

„Flüchtig."

„Und sie ist Ihnen nicht aufgefallen?"

„Daß ich nicht wüßte! Uebrigens, die scheint sich sehr rar zu machen. Ich klingelte heute schon verschiedene Male nach ihr — aber keine Schwester ließ sich sehen. Darf man als Mann keinen Anspruch auf ihre Pflege machen?"

„Doch — gewiß — sobald jemand ernstlich krank ist, kommt sie."

„Ist sie schon einmal zu Ihnen gekommen?"

„Oefter."

„Der Teufel!" fuhr er auf. „Dann hätte sie mir noch auch ihre Dienstleistung machen müssen. Ich mußte mich allein herumquälen. — Also schön ist sie?"

„Verboten schön für ihren Beruf."

Rosen schmunzelte und Laßwitz stieg das Blut zu Kopf.

„Man schwärmt sie wohl an?"

„Aber gehörig."

„Donnerwetter! — Sie machen mich neugierig, Kamerad."

„Regt sich die alte Eroberungslust doch in Ihnen, trotz aller Wiedergeburtsvorsätze?" neckte Rosen.

„Falls ich Ihnen nicht ins Gehege komme?"

Ein durchdringender Blick richtete sich auf den jungen Offizier.

„Mir?" Rosen zuckte die Achseln. „Es kann sich keiner einer besonderen Auszeichnung von ihrer Seite rühmen. Sie ist zu allen stets gleich —"

„Liebenswürdig?" unterbrach Laßwitz ihn mit lauernden Blicken.

„Liebenswürdig, natürlich," bejahte Rosen, „doch mit der Art einer verwöhnten Prinzessin, wissen Sie. Paßt eigentlich für ihre Stellung nicht, aber sie muß aus guter Familie sein, das merkt man ihr an. Nehmen Sie sich in acht, Kamerad, wenn Sie etwa Absichten haben sollten — Sie sind ja nun einmal erklärter Frauenverführer — auf Flirten läßt die sich nicht viel ein, wenigstens nur, solange es sich in heiter harmlosem Rahmen bewegt. Bei einer schärferen Attacke heißt es gleich: Noli me tangere."

„Das will ich ihr geraten haben," dachte Laßwitz, der den Worten des Barons mit fieberhafter Aufmerksamkeit gefolgt war. Zugleich atmete er erleichtert auf. Zu spät schien er noch nicht gekommen zu sein.

„Ich werde vorsichtig sein," gab er laut zur Antwort.

„Also — es reizt Sie doch — trotz der — anderen?"

„Welcher anderen?" fragte Laßwitz erstaunt.

„Um deretwillen Sie die Wiedergeburts—"

„Ach so!" Laßwitz brach jetzt in ein schallendes Gelächter aus, und der andere stimmte mit ein. So war es also vorhin doch nur Scherz gewesen. Das hatte er ja gleich gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Das Fliegerdrama im Grönland-Eis

New York. Die beiden Piloten Hassel und Cramer, die mit ihrem Flugzeug „Greater Rockford" in Grönland notlanden mußten und nach einem vierzehntägigen Irrmarsch durch wilde Eiswüsten von einer amerikanischen Studienexpedition gerettet wurden, werden wahrscheinlich ihren Flug nicht fortsetzen und nach Amerika zurückkehren. Sie sind am Mittwoch mit dem 20-Tonnen-Motorboot „Nakuak" von Camp Lloyd, dem Lager der amerikanischen Expedition, nach Sukkertoppen abgefahren, und sollen von hier mit anderen Motorbooten weiterbefördert werden.

Professor Hobbs, der Leiter der amerikanischen Grönland-Expedition, hat jetzt einen ausführlichen Bericht über den Flug, die Landung und den Irrmarsch der Piloten nach Amerika gefunkt. Danach hatten die Flieger, als sie die Küste Grönlands erreichten, mit furchtbaren Gegenwinden zu kämpfen. Sie waren bereits über dem Meer falsch geflogen und erreichten Grönland in der Nähe von Fiskernaes, hatten also den richtigen Weg verfehlt.

Die Piloten mußten wegen der Bergspitzen in ziemlich großer Höhe fliegen und konnten daher den Landungsplatz nicht entdecken, trotzdem sie manchmal so tief niedergingen, daß sie mit den Tragflächen ihres Apparates fast die Felszacken berührten. Schließlich war der Benzinvorrat so zusammengeschrumpft, daß sie beide beschlossen, auf den Eisfeldern einen Landungsplatz auszusuchen und notzulanden. Als sie schließlich eine zur Landung geeignete Fläche entdeckten, gingen sie nieder und konnten ihren Apparat ohne jede Beschädigung glücklich auf den Boden bringen. Cramer sandte sofort Funkmeldungen aus, in denen er erklärte, daß er sich mit Hassell aufmachen wollte, um zu Fuß nach Camp Lloyd, dem Lager Professor Hobbs, zu marschieren. Nach der Ansicht beider Piloten konnte dieses Lager höchstens einen Tagesmarsch weit entfernt sein. Sie nahmen eine größere Menge Pemmican — eine Mischung von getrocknetem Fleisch und Gemüse — mit auf den Weg.

Nach langen und mühseligen Märschen mußten die beiden Flieger jedoch erkennen, daß sie sich geirrt hatten und die Wanderung wahrscheinlich doch mehrere Tage in Anspruch nehmen würde. **Jetzt folgte ein mühsames Umherirren durch wüste und unbekannte Gegenden.** Verschiedene Male mußten die beiden Wanderer in die Eisfelder zurückkehren, weil in dem gebirgigen Vorland zum Fjord kein Weiterkommen möglich war. Ihr Proviant nahm immer mehr ab, so daß sie schließlich ihre Tagesration auf fünf Unzen Pemmican herabsetzen mußten. Dabei machten sie die schwersten Strapazen durch. Oft wurde mit dem Ueberklettern eines Berges ein halber Tag hingebracht. Dann mußten sie wieder durch Flüsse waten, deren Wasser fast den Gefrierpunkt erreichte. Als sie einmal einen Fluß durchquert hatten, indem sie ihre Kleider zusammengebündelt auf dem Kopf trugen, mußten sie am anderen Ufer mehrere Stunden damit zubringen, sich durch Bewegung wieder zu trocknen und zu wärmen. Außerdem hatten sie sich auf dem steinigen Bett des Flusses die Beine zerschnitten und mußten die Wunden notdürftig verbinden, um keinen Brand aufkommen zu lassen.

Jetzt hatten die beiden Piloten fast jede Hoffnung aufgegeben, den Fjord zu finden. Cramer hätte einmal fast das Leben verloren. Am 1. September legten sich die beiden Wanderer am Rande eines Hügels nieder, um für einige Stunden zu schlafen. Cramer wachte als erster wieder auf und weckte dann Hassell, indem er ihm mitteilte, daß er auf dem Wasser ein Segel entdeckt hätte. Da sie aber in den letzten Tagen verschiedentlich Trugbildern zum Opfer gefallen waren, wollte Hassell zuerst nicht recht an ein Segel glauben.

Sie entschlossen sich trotzdem, den Marsch für einige Stunden zu unterbrechen und das Segel zu beobachten. Dabei konnten sie dann tatsächlich feststellen, daß sich das Segel ständig nach Nordosten weiterbewegte. Daher zündeten sie ein großes Rauchfeuer an, um auf diese Weise die Besatzung auf sich aufmerksam zu machen.

Dann begaben sie sich auf die andere Seite des Hügels und brannten auch hier mehrere Feuer ab. Plötzlich glaubten sie, Motorgeräusch zu vernehmen. Das Geräusch wurde stärker und stärker. Schließlich erkannten sie ein Motorboot, das auf den Hügel zusteuerte. Sie liefen ans Wasser hinunter, und kurze Zeit darauf legte das Rettungsboot am Ufer bei. Die Freude der beiden Geretteten war unbeschreiblich. Sie schüttelten den beiden Motorbootfahrern immer wieder die Hände und fanden kaum Zeit, sich über den Proviant herzumachen, den das Motorboot mitführte. Wenige Stunden später wurden sie von den Amerikanern in Camp Lloyd stürmisch begrüßt.



Der russische Dichter Leo Tolstoi, der vor hundert Jahren am 9. September geboren wurde, in der einfachen Kleidung eines russischen Bauern.

Das Fieber in Athen

Das Umsichgreifen des Dengue-Fiebers führt zu schweren Beeinträchtigungen. Man schätzt, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung von Athen und dem Piräus von dieser Krankheit befallen ist. Bisher sind mindestens 1000 Personen seit einem Monat an Dengue-Fieber gestorben. Leute, die an Schwäche des Herzens oder an einer Erkrankung der Leber oder anderer Organe leiden, werden am ehesten hinweggerafft. Außerhalb Athens ist die Epidemie in fast allen griechischen Städten aufgetreten, soweit diese mit der Hauptstadt durch die Eisenbahn oder Seefahrt in Verbindung stehen, mit Ausnahme der Städte Bodena und Serres in Mazedonien und Artha im Epirus.

Aus Saloniki wird bereits eine große Zahl von Krankheitsfällen gemeldet und auch der südliche Teil Bulgariens ist nach den letzten Nachrichten aus Sofia bereits angesteckt. Wenn die Epidemie nicht bald nachläßt, besteht die Gefahr einer Ausdehnung der Epidemie von Griechenland und Bulgarien auf ganz Europa. Auch aus Marseille werden einige Fälle gemeldet, aber es ist möglich, daß dieser Hafen infolge seiner Verbindung mit Syrien in Mitleidenschaft gezogen wurde, da dort das Dengue-Fieber häufig ist.

Die Geschäfte sind fast vollständig lahmgelegt und die wirtschaftliche Krise, unter der Griechenland schon seit einem Jahre leidet, hat sich dadurch außerordentlich verschärft. Wenn man in irgendeine Athener Bank eintritt, findet man ein typisches Bild: von sechs Kassierern arbeiten nur zwei, von dreißig Büroangestellten sind kaum zehn oder zwölf beschäftigt. Die übrigen fehlen. Das Verhältnis ist das gleiche bei den jungen Sekretärinnen, deren Maschinen in trauriger Verlassenheit dastehen.

In vielen Familien sind Dutzende von Krankheitsfällen, und in manchen Häusern ist nicht ein einziger Bewohner vom Fieber verschont geblieben. Der Schaden, der durch die Krankheit der

Volkswirtschaft zugefügt wird, wird auf mindestens 1 Milliarde Drachmen allein in Athen und dem Piräus geschätzt.

Die Regierung und die Stadtverwaltung haben Athen in mehrere Hilfsdistrikte eingeteilt, um die Armen zu unterstützen. Milch und Zitronen werden täglich umsonst verteilt. Man bemüht sich, Maßnahmen gegen die Epidemie zu ergreifen, ist aber im allgemeinen der Ansicht, daß bei Andauer der Hitze es sehr schwer fallen werde, die Krankheit einzudämmen.

Was bringt die Berliner Funkausstellung für den Radioamateur?

Berlin. Weit über 100 000 Besucher der 5. Großen deutschen Funkausstellung wurden bereits gezählt. Immer wieder konnte man feststellen, daß es kaum möglich ist, irgend etwas in Ruhe anzusehen, weil die Stände dauernd von Seh- und Kaufleuten belagert sind. Aber es ist doch schade, daß der Ausstellungsbesucher bei dieser dauernden Ueberfülle, wenn er schließlich, vollkommen ermüdet und prospektbeladen, den wilden Trubel verläßt, sich betrübt sagt: „Nun weiß ich doch nicht, was für einen Radioapparat ich mir kaufen soll", oder der Bastler bedauern muß, daß er das ausgerechnet nicht gefunden oder bereits wieder vergessen hat, was er besonders suchte. Gar keine Rede davon, daß es — abgesehen vom Makrophon-Häuschen auf dem Freigelände am Funkturm — irgendwo möglich war, einen musikalischen Eindruck von bestimmten Lautsprechern, Verstärkern und Apparaten für elektrische Schallplattenwiedergabe zu bekommen. Das ist schade. Denn es waren wirklich einige ganz außerordentlich hochwertige Apparate für elektrische Schallplattenwiedergabe da, die in raumakustisch guten Vorführungsräumen dem Laien deutlich gezeigt hätten, wie weit die Elektroakustik heute ist. Man muß das nächste Mal auch den Raumakustiker beim Aufbau der Messe hören. So ist es sicherlich vielen Besuchern der Ausstellung entgangen, daß der hervorragendste elektromagnetische Lautsprecher, der überhaupt gezeigt worden ist, der Lenzola-Apparat war. Hervorragend nicht nur wegen seiner gleichmäßigen Wiedergabe sehr tiefer und außerordentlich hoher Frequenzen, sondern auch wegen seines enormen Amplitudenumfanges. Der Apparat ergibt schon bei winzigen elektrischen Energien große Lautstärken und kann bis zu 3 Watt unbedenklich belastet werden.

Am Stande von Schneider-Opel, Frankfurt, wird der Zentralrundfunkempfänger gezeigt. Ein Gerät, das besonders für Siedlungen und Krankenhäuser in Betracht kommt und zum Betrieb von 500 Lautsprechern und 2- bis 3000 Kopfhörern ausreicht. Derartige Funkverteilungen sind bereits in einigen Städten Deutschlands eingerichtet worden und haben für den Siedlungsbau großes Interesse. Man kann damit nicht bloß den eigentlichen Rundfunk aufnehmen und an mehrere tausend Verteilerstellen abgeben, sondern die Anlage auch zur Musikübertragung durch Mikrophone und für elektrische Schallplattenmusik verwenden. Die Energie für die Lautsprecher und Kopfhörer ist regelbar. Man mag eine solche Anlage etwa mit der Telephon-Hauszentrale in großen Werken vergleichen. Daneben zeigen die Schneider-Opel-Werke ihre billigen Kleinapparatetypen für Orts- und Ueberlandempfang und eine Anzahl sehr gut ausgeführter und modern geschalteter Fern- und Kurzwellenempfänger. So insbesondere den Vierröhrenempfänger „Mars", der eine von den neuen Schirmgitterröhren in der Hochfrequenzverstärkerstufe benutzt, und den großen Netzanschlußempfänger für Schulfunk. —

Es ist leicht, für die Starkstromtechnik geeignetes Isoliermaterial zu finden. Aber in der Hochfrequenztechnik, also beim Radio, spielt die Güte der Isolation eine vielhundertmal größere Rolle. Einerseits, weil hierbei Frequenzen im Werte von Millionen in Frage kommen, und andererseits auch ein kleiner Verlust bei den außerordentlich geringen Anfangsenergien, welche wir dem Empfangsfeld entziehen können, unter Umständen das Verschwinden des Senders hervorrufen kann. Daneben wird vom Isoliermaterial noch verlangt, daß es widerstandsfähig gegen chemische Karrosion sei und den Hochglanz der Politur dauernd behalte. Höchste mechanische Festigkeit ist gleichfalls erwünscht. Trolit ist eines der idealsten Isoliermaterialien für Radio und wird auf dem Stand von Venditor-Berlin gezeigt.

Damit wir unseren mit den vorzüglichen Einzelteilen, die wir auf der Messe gefunden haben, aufgebauten Radio, der selbstverständlich am Lichtnetz arbeitet, auch in jedem Zimmer hören können, müssen wir den Vogel-Ueberall-Verteiler von C. J. Vogel, eBrlin-Adlershof, benutzen. Für Mikrophonbesprechung unseres Kraftverstärkers und die Lautsprecherverteileranlage ist er ebenso praktisch wie sein Starkstromvetter, der Vogel-Omax, die wandernde Steckdose. Selbstverständlich benutzen wir unseren Ledion-Tropadyn-Empfänger auch den Vogel-Kipprahmen und hören so — dank der Fortschritte der deutschen Industrie in diesem Jahre — wirklich einmal den ganzen europäischen Rundfunk im Lautsprecher.

Kapp.

Eine Eisenbahn, die nur bei Regen fährt

Eine der sonderbarsten Eisenbahnen der Welt dürfte wohl die von Kushequa sein, die durch entlegene Teile Pennsylvaniens führt und die beiden Landstädtchen Smethort und Backus mit einander verbindet. Diese Eisenbahn ist nicht sehr gut finanziert. Eigentümer ist ein gewisser Elisha K. Kane. Wenn auf dieser Strecke etaws passiert, so muß der Besitzer alles aus seiner eigenen Tasche bezahlen. Vor einigen Jahren wurden nun so viele Schadenersatzansprüche wegen der Waldbrände, die seine Lokomotiven verursachten, an Kane gerichtet, daß er sich zu einem originellen Entschluß durchrang. Er schwur nämlich, daß fortan seine Züge im Sommer nur an Regentagen fahren würden. Diesen Schwur hat er auch gehalten, und die Bürger von Smethport und Backus müssen im Sommer einen Regentag abwarten, wenn sie einander besuchen wollen. Allerdings arbeitet diese originelle Bahn selbst an den am meisten mit Regen gesegneten Tagen noch immer mit derartigem Verlust, daß sie vermutlich bald aufgehört haben wird zu existieren.

Verschwimmende Grenzen

Eine Strecke der polnisch-rumänischen Grenze wird durch den Fluß Pruth gebildet. Allerdings hat dieser Fluß eine Eigenschaft, die ihn zu allem anderen eher als ausgerechnet zu einem Grenzfluß geeignet erscheinen läßt: er wechselt nämlich fortwährend sein Bett, so daß es oft vorkommt, daß ein und dieselbe Ortschaft bald am linken, bald am rechten Ufer dieses unzuverlässigen Geselle: zu liegen kommt, und die Bewohner derselben heute Polen, morgen Rumänen sind. Dies hat natürlich seine Konsequenzen, und zwar in diesem Falle ganz besonders unangenehme. Denn kaum hat sich der Fluß mehr nach der rumänischen Seite hingewandt, so stürzt sich der polnische Fiskus auch schon sofort auf seine temporären Untertanen, um ihnen an Steuern abzuknöpfen, was er nur erlangen kann; wandert der Pruth dagegen mehr nach der polnischen Seite zu, so glauben sich die Rumänen zu der gleichen Maßnahme berechtigt. Den armen Bauern kommt also das Vergnügen, bald polnische, bald rumänische Staatsbürger zu sein, recht teuer, und so kann man es ihnen nicht weiter übelnehmen, daß sie sich jetzt sowohl an die polnische wie auch an die rumänische Regierung mit der Bitte gewandt haben, den Pruth als Grenzfluß endlich zu degradieren und eine stabilere Grenze festzusetzen, um endlich von dem Alpdruck des doppelten Steuerzahlens befreit zu werden.



Ein kluges Kind

„Um Gottes willen, Käthe, was hast du dir für Löcher in das Kleid geschnitten?"

„Ja, Mutti — wir haben Kaufmannsladen gespielt. Und da war ich der Schweizer Käse."

Verantwortlicher Schriftleiter: Karl Krämer, Lemberg. Verlag: „Dom" Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Sp. z ogr. odp.), Lwów (Lemberg), Zielona 11. Druck: „Vita", zakład drukarski; Spółka z ogr. odp., Katowice, ul. Kościuszki 29.